

## Prolog: Die Sünden der Väter

*Irgendwann* in einem der finsternen Jahrhunderte des Mittelalters geschah es, da in einer gleichermaßen wettermäßig wie auch seelisch ziemlich windigen Nacht ein von tiefen Zweifeln verfolgter, äußerst heimlicher und ganz spezieller Attentäter zögerlich sein eigenes Haus betrat, um reinen Tisch darin zu machen.

Prometheus seufzte tief auf, jedoch nur innerlich und lautlos, damit er sich nicht mit einem plötzlichen, lauten Ausstoßen seines von Anspannung und Selbstvorwürfen gequälten Atems verriet und alles zunichtemachte. Lump! Verräter! Hinterhältiger Feigling!, schalt er sich selbst, gebunden an die Notwendigkeit und Eile seiner bevorstehenden Missetat, mochte sie ihm auch noch so unmännlich und heimtückisch erscheinen.

Die schmale Schatulle wog in seiner schuldbewussten Hand mehr als einen Zentner für jedes tatsächliche Gramm, das sie enthielt; zudem schien es, als würde das vermaledeite Ding seinen ganzen Arm solange mit Gewalt nach hinten zwingen, wie er es in den Fingern hielt.

Noch war Zeit, es wegzuerwerfen, es zu bleiben zu lassen, überhaupt alles zu vergessen, was auf irgendeine Weise Teil der ganzen Misere war und weiter zu leben, als ob nichts geschehen und alles im Reinen wäre ... doch das lag nicht im Bereich des Möglichen, wie ihm peinsam bewusst war. Die Entscheidung war

schon längst einstimmig getroffen worden und das höchst zweifelhafte Privileg, den Judaskuss zu überbringen, hatte von Anfang an auf niemanden anders fallen können, als auf ihn.

»Liebling!«, rief jemand aus einem der Zimmer des Hauses, hinter einer hohen, kunstvoll verzierten Doppeltür am Ende eines breiten Flurs, als Prometheus die Eingangspforte endlich durchschritten und hinter sich verschlossen hatte. Um nicht etwa gar Argwohn zu erwecken, schritt er rasch zur eben jener Doppeltür weiter, öffnete sie und betrat den dahinter liegenden Raum mit einem falschen, aber ungemein glaubwürdigen Ausdruck der Freude auf dem ebenso unecht lächelnden Gesicht.

»Da steckst du ja!«, rief die Sprecherin mit einer lebhaften, mehr ungeduldigen, als euphorischen Stimme vom anderen Ende des großen Zimmers aus.

Nerli trat schnell durch den Raum, jung, strahlend, und wie der deutlichen, beinahe reifen Wölbung ihres Bauches zum Trotz, geladen mit fulminanter Lebensenergie. Das feuerrote Haar wallte wie in einer plötzlich aufgestiegenen Brise, als sich Prometheus' schwangere Gattin bewegte.

Schnell und begeistert begrüßte sie den Heimgekehrten mit einem munteren Schwall von Worten: »Schön, dass du schon so früh zurück bist! Wie ist es gelaufen? Was haben sie gesagt? Ach, was hast du denn da in der Hand? Ist das für mich?« – quirlig und beinahe so, als ob keine einzelne Frage bedeutender oder unwichtiger war als die anderen.

Prometheus präsentierte ihr die perfekt vorbereitete Maske des treu verbündeten Ehemannes und Mitverschworenen (eine Maske, die vor nicht allzu langer Zeit Realität gewesen war) und schob dabei die Schatulle noch weiter hinter seinen Rücken. Der vermeintlich spielerische Widerstand reizte Nerli nur umso

mehr; flinker, als man es für möglich halten konnte, schnappte sie nach dem Päckchen, zog die Hand aber gleich wieder zurück, als sie sich inmitten ihrer Handlung etwas Anderen besann. Erneut stürmte sie voller Neugier auf ihn ein: »Sag schon, was haben sie gesagt? Seid ihr zu einer Einigung gekommen?«

Prometheus hatte ihre Beharrlichkeit in dieser Angelegenheit vorausgesehen; daher blieb seine Maske weiterhin ohne jede Schwankung aufrecht, und hinzugesellte sich ein leichter Ausdruck der Verachtung gegenüber einem gemeinsamen Feind, als er, scheinbar irritiert, antwortete: »Nun, wir brauchen zu keiner Einigung zu kommen. Diese Leute ...« (diese Leute, dachte er, in deren Auftrag ich nun den Verräter spiele) »... haben weniger mit uns gemein, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Genau genommen, war es ein Fehler, jemals mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.«

Das wirkte so verdammt echt, dass er sich selbst damit hätte täuschen können. Die Macht dieser aalglatten Lüge, der Nerlis mögliche und wenn, dann durchaus berechtigte Zweifel nichts entgegenzusetzen vermochten, zog ein unangenehmes, bitteres Gefühl mit sich, das er sogleich in seine geistige Rumpelkiste packte – konserviert für jene Stunde, zu der er sich damit befassen würde.

Nerli wirkte überzeugt, denn ein leichter Anflug von Triumph und auch ein guter Teil Schadenfreude hatten sich in ihr ansonsten warmes Lächeln gemischt, als sie sich plötzlich abwandte und ihm voraus durch eine weitere Tür zu einer gepolsterten Bank im nachfolgenden Raum schritt. Als Prometheus stehen blieb, um der Dame des Hauses das Vorrecht, sich als Erste zu setzen, nicht zu rauben, nutzte sie den Moment

und schnappte wieder flink hinter seinen Rücken nach dem mitgebrachten Geschenk.

Prometheus übte wenig Gegenwehr, gerade genug für ein kurzes, neckisches Spiel, und überließ Nerli schließlich ergeben ihre Beute. Rasch entfernte sie die kunstvoll angebrachte Schleife, drückte den Knopf des winzigen Verschlusses in die Schatulle und klappte den kleinen Deckel nach oben.

Das kurze, hektische Spiel ihrer Mimik, das Nerli beim Anblick des bloßgelegten Präsensts nicht vermeiden konnte, wirkte auf Prometheus, dem es nicht entgangen war, beinahe Abscheu erweckend fremdartig; dennoch verzog er keine Miene. Nach einigen Momenten gebannten Frohlockens hob Nerli, mit einem unheimlichen, befriedigt wirkenden Lächeln im Gesicht die schlichte, silberne Kette, von deren Mitte das goldene Emblem eines in Flammen gehüllten Phönix baumelte, aus der Schachtel empor und strahlte.

»Oh, Prometheus, du hast ihn bekommen! Einen echten Fokus der Adepten! Jetzt kann ich ... ewig leben!«, stieß sie freudig aus, während ihr Blick einzig und allein an dem mit einem blutroten Rubin besetzten Auge des funkelnden Vogels zu hängen schien.

Prometheus setzte sich neben sie auf die Bank. Während er sich betont familiär die Poulaines, die immer noch seine Füße drückten, auszog, erklärte er beiläufig: »Nun, ich dachte, wenn ich gehe und mit dem Pack hohler Wirrköpfe Schluss mache, dann nehme ich mir noch ein Abschiedsgeschenk mit, für all die Jahre des guten Dienstes und so. Nicht, dass ich es ihnen an die Nase gebunden habe.«

»Und jetzt gehört er mir!«, rief Nerli selig aus und drehte sich mit der Kette und dem Phönix im Kreis. »Ich werde ein Mensch

sein und ewig leben, kein Tod wird für mich von langer Dauer sein! Die Welt wird mir zu Füßen liegen!«

Um ein Haar wäre Prometheus versucht gewesen, sie zu stoppen, ihr entgegenzurufen: Tu es nicht, leg das Halsband nicht an! – ihr zu enthüllen, dass es nicht zu ihrem Triumph, sondern als das Mittel ihres Verderbs gedacht war. Doch Nerlis offen zur Schau gestellten Visionen, die, wenn man sie wörtlich nahm und ihre Folgen bedachte, weitaus Schrecklicheres beinhalteten, als es für einen Uneingeweihten den Anschein haben mochte, brachten ihn wieder zurück auf den schmalen Pfad des wackeligen, aber notwendigen Planes, den er gemeinsam mit den anderen Mitgliedern des ehrwürdigen Ordens geschmiedet hatte. Ein Abschiedsgeschenk?, dachte er. Ja, Liebes, aber nicht für mich.

»Oh Schatz, ich bekomme den verdammten Verschluss nicht zu!«, unterbrach sie seine wohl verborgenen Gedanken und fummelte unbeholfen an ihrem Nacken herum.

Nun war es so weit, dachte er. Zum ersten Mal an diesem Abend bewegten sich seine Gedanken zu ihrer beider Kind, das ungeboren in Nerlis Schoß schlief, jetzt, da der magische Verschluss noch nicht geschlossen und der Prozess noch nicht in Gang gesetzt worden waren.

Ihr Kind – ihr Sohn – weilte vielleicht erst vier Monate in Nerlis Bauch unter ihnen und war dennoch von Größe und Ausprägung seiner Formen her bereits ein kleiner Mensch, der sich kurz vor der Geburt befand; gerade ein Monat oder so mochte noch fehlen. Prometheus würde die Priester und die restliche profane Welt über dessen wahres Alter belügen müssen, sonst würde der klerikale Mob einem solchen Teufelskind womöglich, oder vielmehr: mit ziemlicher Gewissheit Gewalt

antun, der Vilenzer Souveränitätscharta von 1121 A.D. zum Trotz.

Dabei war nicht einmal sicher, ob das Kind die Geburt, oder wie immer es eben ablaufen mochte, überleben würde. Bruder Rataharu hatte zwar wiederholt versichert, dass der Wächter seinen Sohn beschützen und am Leben halten würde, denn das war ja überhaupt der Gedanke hinter den besonderen Vorkehrungen ihres Planes (oder zumindest der bedeutsamste), doch wirkliche Gewissheit darüber hatte sich bei Prometheus bis jetzt nicht eingestellt.

Nun jedoch war der Moment zum Handeln da, der einzige, den sie jemals bekommen würden, und erlaubte keinerlei weitere Überlegungen mehr. Jegliche diesbezügliche Entscheidung war schon längst gefallen.

Mit Händen, die äußerlich so ruhig waren, wie sie innerlich zitterten, griff er rasch hinter Nerlis Nacken nach dem Verschluss der silbernen Kette und fügte die Teile, auf die es ankam, ineinander. Dann sprach er ein leises, aber schicksalsschweres Wort über das Geschmeide.

Der Verschluss verschwand aus der Reihe. Er hinterließ nicht etwa ein Stück leeren Raum und zwei offene Enden, sondern drei simple, von den anderen nicht zu unterscheidende Kettenglieder, und schloss damit den magischen Kreis.

Nerli stieß einen überraschten, erstickten Schrei aus, als hätte er sie plötzlich am Hals gepackt und zu erwürgen begonnen, und fuhr sich mit den eigenen Händen an die Kehle; doch schien es ihr unmöglich zu sein, die verräterische Kette anzufassen.

Mit einem panischen, ungläubigen Blick in den Augen – ein Blick, den er in seinen wer weiß, wie vielen Leben nie wieder vergessen würde – wirbelte sie zu ihm herum.

Prometheus war jedoch bereits aufgestanden und zwei Schritte zurückgetreten, die Hände nicht um Nerlis Kehle, sondern, seitwärts herabhängend, zu hohlen Fäusten geschlossen, in denen jetzt kleine, bläuliche Blitze sich aufladender Magie zuckten. Während er sich auf das Schlimmste vor bereitete, verriet sein Gesicht nun all die Schuld und Angst, die es zuvor so penibel verborgen hatte.

»Du ... bist ... gar nicht ... ausgetreten!«, keuchte Nerli würgend hervor, als ob sich das scheinbar doch locker und unbeweglich an ihrem Hals hängende Geschmeide tatsächlich wie eine Garotte um diesen zusammengezogen hätte. Ihr vor Grauen weit aufgerissener Blick klagte ihn an, drang durch seine Aura, verbrannte sein Herz. Jetzt, da es nichts mehr zu verbergen gab, konnte sie darin lesen, welches Schicksal ihr zgedacht war.

»Du ... erbärmlicher ... Verräter!«, keuchte sie, halb kreischte sie, und streckte eine ihrer Hände nach ihm aus, die andere nach dem fatalen Halsschmuck tastend.

Nerli versuchte von der Bank, auf der sie immer noch saß, aufzuspringen, brach dabei jedoch zusammen, sackte zu Boden und blieb dort bäuchlings liegen, zuckend und zappelnd, den bebenden Kopf auf die linke Seite zu Prometheus gedreht.

Seine Eingeweide schienen sich zu verkrampfen, sein Herz drohte ihm zu stocken, wissend, was er ihr angetan hatte und ohne irgendetwas, das er Nerlis berechtigter Anklage entgegensetzen hatte ... Nichts, außer vielleicht: Es ist besser so?

»Du verdammter Idiot.«, sagte Nerli nun mit einer anderen, nicht mehr keuchenden oder würgenden Stimme. Diese neue Stimme klang rau und zischend wie das Fauchen eines in einen Topf gesperrten Feuers.

»Du hättest alles haben können, alles hätte ich dir besorgt; jeden Titel, jedes Amt, jedes Vermögen, wenn du mir nur vertraut hättest. Aber stattdessen ziehst du den Rat und die Gesellschaft dieser abgekühlten alten Furze vor, die sich einen Orden nennen. Glaubst du, du kannst mich so einfach entsorgen wie einen kranken Hund?«

Daraufhin erhob sie sich mit einer unheilvollen, neuen Kraft, die ihr aus unsichtbaren Quellen einzuströmen schien, vom Boden. Ihr vormals mädchenhaftes Antlitz hatte sich ganz und gar in eine wilde, dämonische Fratze überschäumenden Hasses verwandelt. In den Höhlen ihrer Augen loderten hellrote Flammen; Rauch trat unter ihren Kleidern hervor, und ihr langes, kupferfarbenes Haar wallte und wehte wie ein außer Kontrolle geratenes Lagerfeuer, als sie ihre Hände – glühten sie tatsächlich? – nach Prometheus streckte und sich einen Schritt auf ihn zu bewegte.

»Wenn das mein Ende sein soll,«, zischte sie, bereits ganz nahe, »dann fahren wir gemeinsam zu Hölle! Wir alle drei!«

Prometheus rührte sich nicht vom Fleck, doch das Blitzen und Funkeln der in und um seine Fäuste wirbelnden Magie reflektierte den Respekt vor der Gefahr, die von Nerlis ins Unermessliche wachsendem Zorn ausging. Bei den Worten »Wir alle drei!«, wanderte sein Blick unwillkürlich zuerst zu ihrem Bauch, dann zu dem Phönix an ihrem Hals. Was war mit dem Wächter? Was hielt ihn auf?

Nerli folgte seinen Blicken und hielt dann entsetzt inne, als sie deren Sinn verstand. Erneut versuchte sie, die Kette um ihren Hals zu packen, aber der darin eingeschlossene Wächter hatte endlich begonnen, den letzten und wichtigsten Schritt aus seiner Instruktion einzuleiten.



Von einem Moment auf den anderen ging Nerli vollständig in Flammen auf. Wie eine menschliche Fackel stand sie zuerst noch aufrecht im Zentrum des Raumes, bevor sie sich kreischend auf Prometheus warf und gleich wieder zurückprallte, als wäre sie mitten im Sprung an das Ende einer unsichtbaren Leine gelangt. Auf allen vieren kam sie auf, einem Raubtier gleich und die an ihr fressenden, lodernden Flammen scheinbar Lügen strafend, erneut zum Sprung bereit.

Prometheus hingegen stand immer noch am selben Fleck und ließ schweigend einen Teil der in seinen Händen gesammelten Energie in die Wirklichkeit des Zimmers fließen, sodass es trotz Nerlis Hitze kein Feuer fing. Den Rest seiner Kraft hielt er, wie er instruiert worden war, für einen vernichtenden Schlag zurück, falls dieser trotz aller Vorkehrungen notwendig werden sollte; einen Schlag, der sie beide, Nerli und ihr Kind, töten würde. Es war seine inständige Hoffnung, dass es nicht so weit kam.

Nerli jedoch sprang nicht mehr. Schließlich hatten sich erste Spuren des wilden, an ihr zehrenden Brandes gezeigt, denn sie schrumpfte, als sich Schicht um Schicht ihres Seins in kohlschwarzen Rauch auflöste, der den lodernden Feuerteufel von allen Seiten wie eine dunkle Aura umgab.

Als der hell glühende, menschenähnliche Kern in der schwarz-roten Wolke aus Flammen und Brodem etwa die Maße einer Zehnjährigen erreicht hatte, stieß das sich windende Wesen noch einmal seinen ganzen Hass in Prometheus' Richtung hervor: »Ich verfluche dich, Prometheus! Ich verfluche dich und dieses Kind, und all seine Kinder und Kindeskinde! Du glaubst, du hast gewonnen?

Mein Sohn soll mich rächen! Mutterlos soll er auf ewig sein, und du an ihn gebunden, Leben für Leben, Tod für Tod, du, und dein verdammter, feiger Orden! Ich verfluche euch alle!«

Danach schien sich die flammende, auf dem Boden kauende Gestalt scheinbar noch einmal für ein letztes Aufgebot zu sammeln, brach aber schließlich endgültig zusammen, als die wütenden Flammen nun auch die letzte Bastion Nerlis verbleibender Willenskraft niedergebrannt und sie zu Fall gebracht hatten.

Nerli war verschwunden und nur schwarzer Rauch füllte den Ort, an dem sie sich noch kurz zuvor befunden hatte.

Immer noch angespannt und nervös starrte Prometheus auf die mehr und mehr, von außen nach innen her abnehmenden Schwaden. Wo war bloß ... ?

Irgendwo, verdeckt vom dichten Rauch und tief unten am Boden, hörte er wie zur Antwort das spuckende, würgende Husten eines ganz kleinen Kindes, gefolgt von einem zuerst wimmernden, dann plötzlich lauter werdenden Geplärr. Ohne auf die restlichen, zur Vorsicht dienenden Instruktionen seiner Meister zu achten, stürzte er nach vorne und auf den Boden, mit den Händen nach der Quelle der Laute greifend, und vertrieb dabei die letzten, würgenden Schwaden.

Als er wenig später hochkam, hielt er seinen kleinen Sohn in den Armen, nackt, plärrend, und immer wieder hüstelnd und spuckend. Die Kette, das Verhängnis seiner Mutter, war aus der allgemeinen Realität verschwunden. Nur ein kleines Zeichen an der Brust des Neugeborenen schien daran zu mahnen – ein roter Fleck, in der Gestalt eines ...

»Phönix.«, flüsterte Prometheus dem strampelnden Kind ins Ohr, und sofort, wie durch ein Zauberwort, beruhigte es sich,

hörte auf zu weinen und lag ganz still in den Armen seines Vaters, die leuchtend blauen Augen weit geöffnet und auf ihn gerichtet.

»Mein kleiner Phönix.«

## Das brennende Pferd

Es war bereits dunkel, als David den Heimweg antrat. Doch wesentlich dunkler, um nicht zu sagen, vollkommen lichtlos, war es in jenem derzeit leidgeplagten Raum geworden, der sich hinter seinen Augen und zwischen den Ohren befand.

Das nachmittägliche Konversatorium war an ihm vorübergegangen, ohne ihn aus der erzwungenen Grübelelei herauszuholen, und seine berufsbedingten Einschübe oder Korrekturen an den Ergüssen der jungen Philosophen waren knapp und sparsam bemessen gewesen. All seine Gedanken richteten sich nach innen, wo sie in einer Spirale der Zermürbung um das ungelöste Rätsel kreisten.

Auf der Straße fehlte es nicht an Ablenkung, denn zu Geschäftszeiten gab es in ganz Vilenz ein ständiges Getümmel auf allen Verkehrswegen – den sieben konzentrischen und zwölf sternförmigen Kanälen, die nur von der Riesenzunge, dem Hügel der Altstadt, unterbrochen wurden; den viel zu knapp bemessenen Fahrbahnen für Fahrräder, Autos, Busse und Lastfahrzeuge; den zwar großzügig breiten, aber trotzdem meist hoffnungslos überfüllten Trottoirs; und schließlich auch in der zentralen Fußgängerzone, die den ganzen ersten der insgesamt zweiundzwanzig Stadtbezirke umfasste.

Als er die Universität hinter sich ließ und sich einen Weg durch die Menge in Richtung der nahe gelegenen Station bahnte,

wurde er sogar mehrmals angesprochen, jedes Mal mit dem Versuch, eine der vielen Broschüren, die in den Hinterhöfen der Uni den Boden rund um die Müllcontainer verlegten, an ihn loszuwerden. Es war jedoch vollkommen zwecklos: David weilte zur Zeit nicht in dieser Welt. Er war ihr sogar dermaßen entrückt, dass ihn später in der U-Bahn der ansonsten recht eifrige Zivilkontrolleur völlig übersah, als dieser die Passagiere um ihre Fahrscheine bat. Nicht einmal die Ankündigung Davids gewohnter Ausstiegsstelle gelangte an sein Bewusstsein heran; an der Endstation war er genötigt, in den Gegenzug umsteigen, um eine zweite Chance zu erhalten, nach Hause zu gelangen.

»Meine Gedanken kontrollieren? Indem er sie selbst voraus denkt? Wo steckt er jetzt, der Schweinehund, nachdem er mir den Abend versaut hat?«, grübelte David, mit dem nicht anwesenden Unruhestifter, einem seiner Ansicht nach lediglich potentiellen Gott, der Welt und letzten Endes auch sich selbst hadernd. »Auf den Löchern meines Geistes spielen wie auf Hamlets Flöte? Was soll der Vergleich, wenn er nicht in die Tat umsetzbar ist? Kein Mensch kann den Verstand eines anderen berechnen. Einen Laplace'schen Dämon gibt es nicht, weder einen großen noch einen kleinen. Den hat noch nie jemand gesehen, außer als Worte in einem Buch.«

David verspürte ein tiefes Bedürfnis, sich an die beruhigende Sicherheit des Bollwerks vernünftiger Gedanken zu klammern. Ja, wenn nicht die Vernunft, was dann sollte die Realität zusammenhalten? Nicht, dass die allgemeine Realität durch den Mangel an Vernunft litte, hörte man nicht auf die zaghaft mahnenden Stimmen gewisser esoterischer Kreise, vielmehr war es Davids Geisteszustand, der es momentan Not zu haben schien, zusammengehalten zu werden. »Sinnlos, das Beispiel mit dem

Dämon«, wiederholte er im Geiste, »etwas, das nicht existiert, kann nicht als Beispiel dienen. Damit erübrigen sich alle Versuche, Schlüsse daraus zu ziehen; meine Gedanken bleiben in jedem Fall die meinen. Ein Bollwerk der Vernunft im ständigen Sturm des Unsinn.«

Dieser Schluss hätte an sich ausgereicht, um Frieden in Davids Verstand einziehen zu lassen; nun war es jedoch so, dass ihm dieser Gedanke bereits etliche Zeit vor dem Antritt seiner Reise gekommen war. Warum also ließ der Frieden immer noch auf sich warten? »Wie kommt es, dass Sie trotzdem nicht zufrieden sind?«, hallte der unverschämte letzte Satz des Übeltäters mit Bart und Brille in seinem gequälten Schädel. Nicht zufrieden? Zum Teufel, nein! Gegenwärtig war David sogar in höchstem Maße unzufrieden. Ein unbekannter Student, ein namenloser Quälgeist ein – ein Nichts – hatte ihn, souverän wie er bis vor kurzem noch gewesen war, aus der Ruhe gebracht, mit Argumenten, die so fadenscheinig und wirr waren wie das Netz einer Spinne im Drogenrausch. Das hätte nicht geschehen dürfen, nein! Und dann – dann war er einfach so verschwunden! Man verschwand nicht einfach so!

Die größten Philosophen der Geschichte, und auch geringere, hatten ganze Leben damit verbracht, um nur einmal zu beweisen, dass es einen Gott gäbe, und es war ihnen nicht gelungen. Und selbst, wenn ein paar jener Denker einigermaßen nahe an ihrem Ziel gewesen waren, so hatte doch einer – einer allein – all diese Beweise widerlegt, mit nichts anderem als der »reinen Vernunft«.

Seit Jahrhunderten galt und gilt es in Denkerkreisen als gehörig, über die Krankheit der Metaphysik die Nase zu rümpfen und schweigend den Hörsaal zu verlassen, wenn sich ein Vortragender über dies brüchige Glatteis wagte. Und dann –

dann kommt so ein Möchtegern-Sokrates daher und verschwindet gleich wieder, einfach so, nachdem er den kunstvoll nüchtern gehaltenen Geist eines vielversprechenden Nachwuchsphilosophen in Trümmer gelegt hatte wie ein Kleinkind die Ordnung im elterlichen Wohnzimmer.

»Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erden, die uns unsere Schulweisheit nicht träumen lässt!«, hörte David jemand neben ihm sagen, offenbar synchron mit seinen vorangegangenen Gedanken auf Hamlet bezogen. Unwirsch wandte er sich zu dem Sprecher herum, um etwas Mürrisches zu erwidern. Doch dessen Anblick ließ ihn abrupt verstummen, mit zum Sprechen geöffneten Munde zwar, dieser aber aus mehreren Gründen recht unbeweglich; denn aufrecht neben ihm saß, beide Vorderhufe übereinander gekreuzt, ein Pferd.

Es war ein stattlicher, weißer Gaul, der einen regenbogenfarbenen Schal um den Hals und – das durfte offenbar nicht fehlen – ein um seine spitzen Pferdeohren gewickeltes, hellblaues Stirnband mit einem Friedensstern daran trug. »Hör zu, David«, sprach das Pferd, »es bleibt nicht viel Zeit!« Es beugte sich näher zu ihm, um Weiteres zu verkünden.

Nun war er restlos davon überzeugt, dass es mit seinem Geisteszustand schlimmer stand, als er zuvor angenommen hatte. Neben ihm saß ein Pferd, mit Schal und Stirnband, in der U-Bahn und sprach mit ihm. Die Zähne des Pferdes schienen geputzt zu sein, auch tropfte kein Sabber aus dem Pferdemaul, als es in gehetztem Ton weiter sprach.

»Die Mutter! Nimm dich in Acht vor der Mutter! Es ist bereits im Gange, David, und es wird nicht mehr lange dauern, bis –«

Hastig, als würde es sich verfolgt fühlen, blickte das sprechende Pferd um sich. David ebenfalls – war aber nicht in der

Lage, auch nur einen Passagier erkennen, der an dem neben ihm sitzenden Pferd Anstoß nahm oder es überhaupt zu bemerken schien. »Egal! Merke dir nur eines: Die dunkle Mutter. Sie ist es, die dich zu verderben sucht, sie ist der Ursprung allen ...«

Zu mehr kam der Gaul nicht. Noch bevor er den Satz zu Ende gesprochen hatte, krachte es irgendwo in dessen Schädel, und plötzlich stieg schwarzer Rauch aus Nüstern und Ohren. Im jähen Dahinscheiden verdrehte er die Augen nach oben und sank vornüber.

David stieß einen heiseren Schrei aus – aber es kam noch schlimmer: Binnen Sekunden wurde das Pferd zuerst grau, dann schwarz, und zerfiel schließlich zu Knochen und heißer Asche. Aus dem verkohlten Knochenhaufen erhob sich noch mehr schwarzer Rauch, dichter als jener zuvor, und es roch – warum auch nicht? – nach Pech und Schwefel. Mittlerweile war übrigens doch noch Bewegung in die anderen Fahrgäste geraten, denn die Sitzbank hatte – aus für die Unbeteiligten unerfindlichen Gründen – Feuer gefangen.

Während sie entweder davon oder herbei liefen, um etwa neben dem Äußern und Verbreiten der gebührenden Panik zu versuchen, das Feuer mit Kleidungsstücken zu ersticken (von denen manche ebenfalls in Brand gerieten) oder den versperzten Schrank mit dem Feuerlöscher aufzubrechen, war David nicht in der Lage, auch nur einen Teil seines Körpers, ja nicht einmal die Zunge, zu regen, um sich in Sicherheit zu bringen oder zumindest gellend zu schreien.

Stattdessen starrte er kreidebleich (abgesehen von einzelnen Aschestriemen im Gesicht) auf den sich vor ihm windenden Qualm. In eben diesem hatten sich zwei glühende Kohlestückchen vom Boden gehoben und tanzten, jedes für sich,



direkt vor Davids Augen in der schwarzen Masse. Und der Rauch sprach: »Das hast du wohl nicht erwartet, Bücherwurm!«

»W-Was?«, stammelte David – mehr brachte er nicht zu Stande, denn segensreicherweise war sein Verstand zu dieser Zeit bereits ausgeschaltet: Der eigenen tödlichen Bedrohung bewusst, war er in unzugängliche Bereiche geflüchtet und hatte nur David selbst und das, was ihm noch an Auffassungskraft verblieben war, zurückgelassen. Er würde sich dann später gebührend um das Aufgefaste kümmern.

»Dachtest wohl, es sei alles nur Humbug? Dämonen, haha, was für ein Schwachsinn! Dein Credo, mein Bruder, ist der Zaster, der Stoff und das Laster. Hähä, ich kann's dir nicht verdenken, es ist ja nichts Schlechtes am Zaster und den Lastern. Und der Stoff – oh ja, der Stooooooff ...«

Der Rauch strich um die kokelnde Bank, den Boden, die Fensterwand, wie um sich an deren Festigkeit zu laben. »Aber – oho! – das ist nicht alles, nicht wahr? Im Geheimen wusstest du das doch immer, nicht wahr? Und verdrängst es brav, um anständig zu bleiben, schön vernünftig, normaaal!«, grölte der Rauch vor Davids Nase, aber nein, um die Wahrheit zu sagen, der schwarze Qualm umgab ihn bereits von allen Seiten.

»Du bist ein richtig schlauer Kotzbrocken geworden! Du trägst sogar eine Brille, damit jeder sieht, wie schlau du bist! Aber – mein Bruder – so schlau bist du nun auch wieder nicht! Denn Dank deiner Hilfe – und ein wenig von meiner – bin ich jetzt frei. FRRREIIIIIII!«

Und damit war der Rauch dahin. Davids Bewusstsein war es ebenso. Inmitten des Löschschaums saß er da wie der Weihnachtsmann im Schnee, mit rauschig-weißem Bart und buschigen Augenbrauen.

»Holt jemand bitte die Rettung? Ich glaube, dem Mann hier geht's nicht gut!«

## Ω

Es war Donnerstagabend und die Notaufnahme des Vilenzer Allgemeinen Krankenhauses war, wie üblich, schwer beschäftigt. Etliche hundert gebrochene Knochen (alles zusammengerechnet), diverse Fleisch-, Platz- und andere Wunden, drei Blinddarmdurchbrüche, sechs Schädelbrüche (davon nur drei als Folge von Verkehrsunfällen). Dann gab es noch eine geraume Menge von Rauchgasvergiftungen, eine davon hatte David; zwölf Kandidaten für amtlich erzwungene Unterbringung in der psychiatrischen Abteilung, achtzehn Fälle von akuter Alkoholvergiftung und die üblichen illuminierten Stammgäste, die immer wieder, mal mehr, mal weniger freiwillig auf einen Besuch in der Notaufnahme vorbeischauten. Und dann war da noch Herr Hubert König. Er war ebenfalls nur zu Besuch hier, denn er brauchte eigentlich keine Hilfe. Hubert brauchte nie Hilfe, denn Hubert war der liebe Gott.

Sein Erscheinungsbild kam diesem Anspruch in einiger Hinsicht nahe, zumindest, wenn man sich den lieben Gott – wie es dieser Tage noch etliche Menschen taten – als einen alten Mann mit wallendem Bart und imposanter Figur in weißem Gewande vorstellte. Huberts Figur schien jedoch einen leichten Wandel erlebt zu haben; so war ihm einiges der schlohweißen Kopfbehaarung, um genau zu sein das obere Drittel, abhandengekommen, und die Hauptmasse seines Körpers hatte sich im Laufe der Jahre eher nach unten verlegt.

Auch das Gewand, das er trug, war, wenn überhaupt, vor geraumer Zeit vielleicht einmal weiß gewesen. Heute bestand die

Färbung seines Mantels aus mehreren verschiedenen Grau- und sogar einigen Grüntönen. Sein Bart jedoch wallte nach wie vor – auf irgendeine Weise schien er immer in Bewegung zu sein, selbst dann, wenn er, wie eben, ruhig auf einem Sessel in einem unbelüfteten Raum saß.

»Na, Herr König, beehren Sie uns wieder einmal?«, fragte die Ärztin am Empfang.

»Ja freilich, ich muss ja auf meine Schaferln schauen; wissen's ja, die Armen sind immer so durstig ...«, erwiderte der liebe Gott fröhlich. Dabei leuchtete sein Heiligenschein, unsichtbar für profane Menschen, doppelt so hell auf als bisher.

»Und da dachten Sie wohl, es wäre das Beste, die armen Schäfchen gleich persönlich zur Tränke zu begleiten?« »Ja freilich, das macht man schon mal als guter Hirte.« »Und haben denen auch gleich gezeigt, wie man richtig trinkt, nicht wahr?«

Es war immer das gleiche mit dem alten König, dachte sie. Hubert und die gelegentlichen Opfer seines Irrsinns waren der Notaufnahme nicht unbekannt, genauso wenig wie etlichen anderen Abteilungen des Hauses. Vor allem die Psychiatrie, Tiefenpsychologie und Psychotherapie sowie Notfallmedizin hatten da ein Liedchen zu trällern.

Meistens kam es, dass Herr Hubert sich in der Annahme, der liebe Gott zu sein, im Ausüben von Wundern versuchte und damit oft ein paar potenzielle, weil trunkene Gläubige gleich mit sich auf den abschüssigen Pfad zum nächsten Unheil zog. Katastrophen pflasterten Hubert Königs Weg, das wussten alle Mitglieder der betroffenen Abteilungen.

An diesem Tag war es dem lieben Gott in den Sinn gekommen, das Wasser des Stadtparkteichs in reinen Schnaps zu verwandeln. Und obwohl es niemanden gab, der ihm das

nachweisen konnte, musste es der alte König geschafft haben – so waren sich die örtliche Polizei wie auch die direkt davon betroffenen Krankenhäuser nach ihren Berechnungen darüber einig –, etliche Hektoliter hochkarätigen Birnenbrandes in das erwähnte Gewässer abzuladen.

Amtskundig war, dass er eine größere Menge von Personen, darunter viele seiner Immer-Wieder-Jünger, dazu aufgefordert hatte, zusammen mit ihm das eigenartig riechende Nass zu betreten und in vollen Zügen daraus zu trinken. Trotz der entweder obenauf treibenden oder zumindest in seltsamen Bahnen daher schwimmenden natürlichen Wasserbewohner hatte er einen phänomenalen Erfolg damit, denn die meisten der heute eingelieferten Alkohol(un)fälle gingen auf seine Rechnung.

Anders jedoch als seine an den Folgen des übermäßigen Alkoholkonsums leidenden Begleiter schien sich Hubert von den Füßen bis zum Hals bester Gesundheit zu erfreuen (oberhalb dieses Bereiches schieden sich die Geister der Beobachter). Vergnügt und auf der Suche nach potenziellen Gläubigen machte er sich daran, die weiteren Gäste der Notaufnahme zu begrüßen.

Die Rauchgasvergiftungen, oder besser: die darunter Leidenden, waren zur späteren Behandlung im Wartebereich untergebracht worden. Der Großteil ihres Leidensdruckes lag ohnehin vielmehr in den durch hastig versprühtem Löschschaum erlittenen Augenreizungen, weshalb sogleich jeder Patient zur Begrüßung und gleichzeitig als Erstbehandlung und Überbrückung für die vor ihm liegende Wartezeit mit einer physiologischen Kochsalzlösung als Augentropfen versorgt worden war. Bei einigen der Leidenden kurierte dies auch gleich alle anderen Vergiftungssymptome, aber da es so nett war, endlich einmal umsorgt zu werden, blieben sie dennoch.

David hingegen genoss eine andere Gesellschaft; er war nicht zu den Rauchgasopfern gesetzt worden. Zwar war auch er mit lindernden Augentropfen versorgt worden, doch war man sich anschließend nicht einig, ob man ihn auf den an diesem Abend zuständigen Arzt für Vergiftungsfälle oder eher auf den Facharzt für Psychiatrie warten lassen sollte. Dieser war mit seinem Kollegen, dem Amtsarzt, gerade dabei, die jeweilige Notwendigkeit einer Zwangsunterbringung bei den ganz speziellen Fällen zu beurteilen. Davids derzeitige geistige Verfassung schien dem Aufnahmepersonal doch eine nähere Untersuchung wert gewesen zu sein, zumal ja dieses ihm bislang keinerlei Reaktion auf irgendwelche Reize von außen, angefangen mit der Frage nach seiner Sozialversicherungsnummer, hatte entlocken können.

Gänzlich uninteressiert an derlei weltlichen Dingen saß David einfach nur da und starrte durch gesprungene Brillengläser auf einen imaginären Punkt vorne links neben ihm; dies jedoch bereits seitdem man ihn in genau jenem Zustande im mit Löschschaum wie winterlich eingeschneiten U-Bahnwagen angetroffen hatte. Da er aber weder randalierte noch Gefahr zu laufen schien, die eigene Gesundheit drastisch zu reduzieren, und offenbar um einen gangbaren Kompromiss aus der Situation zu ziehen, hatte man ihn mitsamt dem Rollstuhl, in dem er eingeliefert worden war, in einer Nische im Gang zwischen den Wartebereichen der Rauchgasopfer und der Selbst- und Fremdgefährdenden abgestellt.

Es traf sich, dass auch das Stationsaquarium in eben jene Ecke eingelassen war, auf die Davids Blick scheinbar gerichtet war. Obwohl Gott allein wissen konnte, wo Davids Blick im Moment in Wahrheit weilte, hatten die Insassen des Aquariums die

vermeintliche Aufforderung angenommen und versuchten nun, ihn im Wettkampf des Niederstarrens zu schlagen.

Viele der Fische und auch der Molch hatten bereits aufgegeben, als Hubert König den Gang betrat. Nachdem er seine trunkenen Schäfchen versorgt wusste und einigen Stationsinsassen neuen Mut zugesprochen hatte, schickte er sich an, das Gebäude auf die ihm bekannten Schleichwege zu verlassen, um das Personal nicht weiter in Versuchung zu führen, Gott zu schmähen. Sein Weg führte ihn auch an dem Aquarium und dem daneben ruhenden Rollstuhl vorbei, und hätte er nicht plötzlich eine göttliche Schwingung verspürt, wäre ihm der darin sitzende, mit leerem Blick über seine linke Schulter starrende Mann unter all den anderen speziellen Schäfchen gar nicht weiter aufgefallen. So aber verharnte Hubert jäh in seiner Bewegung, drehte sich um und erblickte David.

Wie vom Donner gerührt, sank Hubert auf seine Knie. Tränen standen ihm in den Augen und lange Zeit vermochte er nicht, seiner Stimme Herr zu werden; endlich aber löste sich Huberts Zunge von dem Gaumen, an dem sie klebte, und unter Zittern und Schluchzen sprach er: »Kann es sein? Ist es wirklich möglich? Nach all diesen Jahren? Nach all diesen Leben?« Darauf zog er ein weißes Taschentuch aus dem Ärmel und ließ das Trompeten seiner von Tränen und anderem erfüllten Nase durch den Gang erschallen. »Ihr habt mich nicht vergessen?«, sprach er, und begann zu heulen.

»Ihr habt mich nicht vergessen?«, hörte Dr. Manneken den lieben Gott die Fische fragen und sah, wie er dabei vor dem Aquarium kniete und heulte.

Dr. Barbara Manneken, ansonsten Fachärztin für Neurologie und nebenbei Malerin, hatte heute die ehrenvolle Aufgabe, der

Notaufnahme in speziellen Fällen zur Verfügung zu stehen. Da ihr diese Ehre schon öfters zuteilgeworden war, war ihr auch Hubert König kein Unbekannter, insbesondere da er einst in ihr die Heilige Barbara wieder erkannt hatte und ihr seitdem jeden vierten Dezember einen winterharten Kirschzweig überreichte. Diesmal aber schien der eigenartige Mann einen großen Schritt über den ohnehin abschüssigen Rand seines brüchigen Verstandes getan zu haben.

»Er ist es ... nun ist es endlich so weit.«, sprach Hubert mit belegter Stimme, und erst jetzt sah Dr. Manneken den hinter dem Aquarium platzierten David, der offenbar in direktem Zusammenhang mit Huberts seltsamen Verhalten zu stehen (beziehungsweise zu sitzen) schien. »Herr König«, sagte sie mit einem freundlichen Vorwurf in ihrer Stimme, »wollen Sie sich nicht doch auch um Herrn Doktor Brandstätter kümmern? Sie wissen ja, der Gute macht sich immer gleich solche Vorwürfe, wenn Sie gehen, ohne ihm guten Tag gesagt haben.« »Aber nein, Heilige Barbara, du verstehst nicht. Er ist es, er ist gekommen, um mich zu erlösen!«, sprach Hubert. »Er ist ein Engel!«

Dr. Mannekens Stirn legte sich in Falten der Verwirrung. »Dr. Brandstätter? Das wusste ich nicht. Ein Engel? Das hätte er mir doch sicherlich gesagt.« »Aber nein, gute Frau. Er hier. Er ist ...«, sagte Hubert und richtete sich auf. Vorsichtig blickte er um sich und auch hinter Dr. Manneken, und sprach mit gedämpfter Stimme weiter: »Wissen Sie, – aber das bleibt unter uns!, – ich bin nicht der liebe Gott!«

Die Frau Doktor sah von Hubert zu David, dann wieder zurück zu Hubert und gab sich Mühe, fassungslos zu wirken. »Nein!«, hauchte sie, »Das hätte ich nicht gedacht!«

»Aber es ist so. Oh, ich wandle schon unzählige Leben als sein Stellvertreter auf dieser Erde, wie es so meine Pflicht war und ist, aber ich dachte, er hätte mich vergessen. Schon so lange lauschte ich vergebens nach seiner Stimme und musste zusehen, wie die Welt ins gottlose Chaos stürzt, wie Leid von Gog und Magog über uns herzieht, ach, all das Leid, und ich allein inmitten, um es zu lindern. Aber, ach! – ich bin schon alt und müde, und warte auf einen, der die Werkzeuge aus meiner Hand nimmt! Und hier ist er, mein engelhafter Nachfolger; nun weiß ich, dass Gott mich doch nicht vergaß!«

Abermals brach Hubert in Tränen aus und musste sich von der Heiligen Barbara stützen lassen. Auch sie hatte endlich jenen gefunden, den sie gesucht hatte: Ihr war von einem eigentümlichen Patienten berichtet worden, den man mangels einer besseren Lösung im Gang zwischen den Wartebereichen deponiert hatte.

Dr. Manneken warf einen Blick auf den Patienten und hoffte inständig, dass dieser nicht tatsächlich die letzte Hoffnung der Menschheit darstellte. Huberts Eröffnung aber warf ein neues Licht auf dessen eigenes, spezielles Verhalten, aber das war die Sache Dr. Brandstätters und seines Teams. Sie selbst hoffte bloß, Hubert würde doch bis zum Morgen warten und Dr. Brandstätter »Guten Tag« sagen. Sie versprach, sich um seinen Freund zu kümmern, und empfahl Hubert einem eben vorbei schreitenden Pfleger.

David, der mittlerweile den letzten Fisch davon überzeugt hatte, dass dieser Gegner zu stur für ihn war, starrte weiter unentwegt durch das Aquarium hindurch in unbekannte Gefilde. Der plötzliche Richtungswechsel, hervorgerufen durch Dr. Manneken, als sie seinen Rollstuhl ergriff und in Richtung ihrer



Station aufbrach, ließ ihn nicht den Blick von diesem Punkt jenseits seiner linken Schulter abwenden. Das laute Gejohle der vom Stadtparkteich Alkoholisierten, an denen sie eben vorbeifuhren, vermochte seine Aufmerksamkeit ebenso wenig zu erwecken wie die gelegentlichen, lauten Schreie aus einer der anderen Stationen, die sie ebenfalls passierten. In der ihren angekommen, brachte sie David in den Diagnoseräum und richtete sich ihr Werkzeug griffbereit: Ein Lineal mit Anschlag, ein Winkelmesser und ein kleiner Reflexhammer waren ihr Ausgangspunkt. Gewiss gab es modernere Methoden für eine solche Diagnose und sie würde durchaus nicht zögern, auf diese zurückzugreifen, wenn sie ihr sinnvoller erschienen; nun jedoch ergriff sie im stolzen Bewusstsein einer alten Tradition das Lineal, um den Augenabstand zu messen.

Nachdem sie innerhalb kurzer Zeit die Möglichkeit des Vorliegens eines epileptischen Anfalles ausgeschlossen hatte, notierte sie einen vermutlich dissoziativen Stupor, womit gemeint war, dass David zwar sowohl bewegungs- als reaktionsunfähig war, sie aber keinerlei erkennbar körperliche Gründe dafür hatte vorfinden können.

Ob bereits eine psychiatrische Auffälligkeit bekannt war, konnte sie nicht überprüfen, da seine Identität zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht feststand. Ein weiterer Fall für Dr. Brandstätter, dachte sie mit einem müden Stirnrunzeln und benachrichtigte die Pfleger.